

Gegen Relativierung und Verharmlosung

|| Zu Diethard Aschoffs „Kritischen Betrachtungen“ der Synodalvorlage 1999 der Evangelischen Kirche von Westfalen

Der Autor macht es dem Leser nicht leicht, inmitten seiner Polemik und Fehlinterpretationen das Sachanliegen seines Aufsatzes, geschweige denn das der Hauptvorlage zu entdecken. Aschoff versucht, aus der Zeitschiene vom Zweiten Vaticanum über den Synodalbeschluss der Evangelischen Kirche im Rheinland bis zu den westfälischen Landessynoden von 1988 und 1999, die sich mit dem Thema „Christen und Juden“ befasst haben, abzuleiten, dass sich Westfalen mit seinen Juden schon immer schwerer tat als das Rheinland. Dabei spielen die inhaltlichen Differenzen in den kirchlichen Erklärungen offenbar keine Rolle, stattdessen greift der Autor auf einen Beschluss der Provinziallandtage von 1843 bzw. 1845 zurück, um die vorgefasste Meinung zu stützen. Diese Verquickung von Meinungsäußerung und angeblich historischen Belegen kennzeichnet den Artikel.

Man mag dem Historiker nachsehen, dass ihm die Funktion einer Hauptvorlage und der mit ihr verbundene innerkirchliche Beratungsprozess nicht vertraut sind. Die Hauptvorlage ist weder eine „Erklärung“ noch eine „umfassende Stellungnahme“ der Kirchenleitung zum Thema. Sie will vielmehr den Meinungsbildungsprozess in Presbyterien und Kreissynoden anregen, um dann auf der Landessynode zu verbindlichen Beschlüssen zu führen. Zentralpunkt dieser Hauptvorlage war nicht die kirchenhistorische Bearbeitung des Themas, wohl aber die biblisch-theologische Vergewisserung der bleibenden Verbundenheit der Kirche mit Israel. Dennoch dürfen die Leserinnen und Leser der Hauptvorlage mit Recht erwarten, dass die exegetischen, theologischen und historischen Aussagen fachlich fundiert sind.

Judentum – eine andere Religion?

Die Tendenz des Autors, die Geschichte der kirchlichen Judenfeindschaft und des Antisemitismus dadurch zu relativieren, dass er sie als wechselseitiges Fehlverhalten und allgemeines Phänomen hinstellt, prägt seine Bemerkungen zum Gegenüber von Kirche und Synagoge

Trotz gegenteiliger Beteuerungen wird der Eindruck vermittelt, als sei die Verfolgungsgeschichte ein Problem beider Seiten mit lediglich quantitativen Unterschieden. In seiner Skizze der historischen Entwicklung spricht Aschoff durchgehend von zwei „Religionen“, die sich um 100 n. Chr. endgültig voneinander gelöst hätten. Demgegenüber betont die Hauptvorlage die Verbundenheit der Kirche mit Israel im Glauben an den einen Gott und spricht an keiner Stelle vom Judentum als einer anderen Religion.

Der historische Prozess der christlichen Identitätsbildung im Gegenüber zum Judentum in der Zeit nach der Tempelzerstörung im Jahr 70 wird vom Autor unzulänglich beschrieben. Die scharfe Abgrenzung gegenüber dem pharisäisch-rabbinisch geprägten Judentum, wie sie sich z. B. im Matthäus-Evangelium findet, war Polemik zwischen jüdischen Gruppen, die grundsätzlich auf demselben Boden standen.¹ Eine solche Polemik veränderte sich grundlegend in dem Moment, in dem sie von Heidenchristen aufgenommen und gegen Juden generell gerichtet wurde. Dies lässt sich etwa an der Didache, dem Barnabasbrief oder bei Ignatius von Antiochien nachweisen. Damit wurde ein Kirchenverständnis in bewusster Abgrenzung vom Judentum entwickelt, völlig anders als etwa bei Paulus oder den Synoptikern. Das Neue Testament geht davon aus, dass die Kirche eine „Kirche aus Juden und Heiden“ ist. Wer die rabbinischen Gelehrten von Javne für den Trennungsprozess verantwortlich macht, verwechselt Ursache und Wirkung.

Aschoffs Hinweis auf die 12. Beracha des Achtzehngebets sollte zumindest um die Überlieferungsgeschichte dieses Textes mit all seinen Veränderungen bis hin zur völligen Streichung ergänzt werden.²

Absage an Judenmission

Die klare Absage an die Judenmission, die in der Hauptvorlage formuliert und von der Landessynode in aller Deutlichkeit erklärt wurde, stößt beim Autor auf Kritik. Obwohl er wiederholt für eine historische Betrachtungsweise der neutestamentlichen Schriften plädiert, vermag er nicht zu sehen, dass eine organisierte Judenmission der Kirche „aus den Völkern“ in nachbiblischer Zeit etwas völlig anderes ist als das biblische Zeugnis von Jesus Christus, welches christusgläubige Juden bzw. Judenchristen an Juden gerichtet haben. Die Kernaussage der

¹ Vgl. Klaus Wengst: Christliche Identitätsbildung im Gegenüber und im Gegensatz zum Judentum zwischen 70–135 d. Zt., in: Kirche und Israel 2, 1998, S. 99 ff.

² Vgl. Ismar Elbogen: Der jüdische Gottesdienst in seiner geschichtlichen Entwicklung, 3. Aufl., Berlin 1931, S. 36 ff und 51 ff.

Hauptvorlage erfordert zwingend, Jüdinnen und Juden nicht länger zu unterstellen, sie seien von Gott verworfen bzw. in ihrem Glauben defizitär. Da Professor Aschoff an einem Institut tätig ist, das aus den Aktivitäten evangelischer Judenmission hervorgegangen ist, wäre in diesem Zusammenhang ein historischer Exkurs über die Instituts-geschichte wünschenswert gewesen. Franz Delitzsch, Namensgeber des Instituts, war selbst nicht frei von antijüdischen Vorurteilen, wenn er davon sprach, dass es „keine schrillere Dissonanz“ als die zwischen Judentum und Christentum geben könne, und daraus folgerte: „Entweder muss die Synagoge in der Kirche oder die Kirche in der Synagoge aufgehen“³, wobei letzteres für ihn lediglich eine rhetorische Alternative darstellte.

Unbeschadet der Verdienste, die sich das „Institutum Judaicum Delitzschianum“ im Bereich der Judaistik und der Aufarbeitung jüdischer Geschichte erworben hat, kann nicht ignoriert werden, dass der damalige Leiter dieses Instituts, Karl-Heinrich Rengstorf, sogar nach 1945 ausdrücklich Mission unter Juden forderte. Rengstorf interpretierte die Shoa als schreckliches Gottesgericht über Israel und propagierte weiterhin in Theorie und Praxis die Judenmission. Darin wurde er u.a. von den westfälischen Theologen Gerhard Jasper und Hans Ehrenberg unterstützt.

Aschoff ist beizupflichten, dass eine lohnende Aufgabe darin besteht, das Konvertitenproblem in Westfalen umfassend aufzuarbeiten.⁴ Seine These jedoch, dass sich die beiden Religionen in diesem Bereich strukturell ähnlich verhielten, ist fragwürdig.

Zwangsbekehrungen, Zwangspredigten und organisierte Mission wurden von christlicher Seite veranlasst. Sowohl das Kirchenrecht wie die kirchliche Praxis bis hinein ins 18. Jahrhundert liefern zahlreiche Belege für den Versuch, mit kirchlichen Zwangsmitteln die jüdische Minderheit in die Kirche einzugliedern.

Aschoff selbst hat an anderer Stelle beschrieben, wie bereits die neunhundert Jahre zurückliegenden Anfänge jüdischen Lebens in Westfalen von Zwangsbekehrung und Martyrium gekennzeichnet waren.⁵

³ Franz Delitzsch: Sind die Instituta Missionsvereine?, in: Saat auf Hoffnung 22, 1885, S. 51.

⁴ Für das Konvertitenproblem im Mittelalter sei verwiesen auf: Friedrich Niewöhner und Fidel Rädle (Hg.): Konversion im Mittelalter und in der Frühneuzeit, Hildesheim 1999.

⁵ Diethard Aschoff: Die Juden in Antike und Mittelalter, in: Michael Zimmermann (Hg.): Geschichte der Juden im Rheinland und in Westfalen, Köln 1998, S. 15 ff., besonders S. 34 ff.

Gewiss hat es zu allen Zeiten, in zunehmendem Maße seit Beginn des 18. Jahrhunderts, auch Übertritte aus innerer Überzeugung gegeben. Doch gerade ein genauerer Blick in die Berichte von Konversionen läßt erkennen, wie sehr auch hier von der Mehrheitsgesellschaft Druck auf die jüdische Minderheit ausgeübt und soziale Notlagen ausgenutzt wurden.

Der „Rheinisch-Westfälische Verein für Israel“, der ca. 90 Jahre lang auch in Westfalen organisierte Judenmission betrieb, arbeitete mit offizieller Unterstützung der Provinzialkirche. Die Westfälische Provinzialsynode beschloss 1872, am sogenannten „Judensonntag“, dem 10. Sonntag nach Trinitatis, eine obligatorische Kollekte für die Judenmission zu erheben. Der zahlenmäßig eher bescheidene Erfolg der Missionsbemühungen darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich durch diese Aktivitäten die Überzeugung tief eingepägt hat, dass Juden angeblich erst dann zum Heil gelangen, wenn sie ihr Judentum aufgeben.

Fehlurteile zur Geschichte

Aschoff, der die päpstlichen Sicut-Judaeis-Bullen als Belege für die kirchlichen Schutzmaßnahmen den Juden gegenüber anführt, übersieht, dass in diesem Kirchengesetz einerseits zwar Rechtsschutz gewährt, andererseits aber Repression und Rechtsminderung festgeschrieben wurden: Juden mußten zu Ostern Türen und Fenster geschlossen halten; sie durften keine neuen Synagogen errichten (Alexander III., 1159–1181); Juden galten auf ewig als Sklaven, eine unter Zwang erfolgte Zustimmung zur Taufe galt als freiwillig (Innozenz III., 1198–1216).⁶ Die erzwungene Taufe eines Juden war nur dann ungültig, wenn der Täufling niemals aufgehört hatte zu protestieren. Zu einer sachlichen Darstellung des kanonischen Judenrechts würde gehören, die Schutzrechte und die Beschränkungen aufzuführen und dabei zu berücksichtigen, dass die kirchliche Praxis den Juden gegenüber häufig hinter dem kanonischen Recht zurückblieb. Für das Mittelalter sei hier nur auf die antijüdische Propaganda der Bettelmönche verwiesen.

Thomas von Aquin, der in seiner „Summa Theologiae“ betont, dass Juden in keiner Weise zum Glauben gezwungen werden dürfen, schreibt ihnen aber weiterhin die Schuld am Tod Christi zu und folgert, dass sie deshalb den Fürsten zu ewiger Knechtschaft unterworfen sind.

⁶ Raimund v. Penafort : Decretales Gregorii IX. („Liber Extra“).

Hinzu kam die Verschärfung der kirchlichen Gesetzgebung durch das Vierte Lateranum (1215) und später das Konzilsdekret von 1434, das Zwangspredigten als Mittel der Judenmission ausdrücklich vorsah. Päpste, die sich vorher als Inquisitoren gegen Juden und Marranen einen Namen gemacht hatten, wie Paul IV. und Pius V. (1566–1572), trieben die Ausgrenzung der „zu ewiger Sklaverei verdamnten Juden“ aus der christlichen Gesellschaftsordnung weiter fort und riefen zur Vertreibung der Juden auf. Auf diesem Hintergrund verbietet es sich, von der „klaren Haltung der Papstkirche“ (so Aschoff) zu sprechen.

Pogrome

Aschoff verwendet den Pogrom-Begriff so, dass Ausschreitungen, mit denen keine Morde in größerer Zahl verbunden waren, für ihn nicht darunter fallen. Wer seinem Sprachgebrauch folgt, könnte z. B. den November-Pogrom von 1938 auf wenige Ortschaften in Westfalen reduzieren. Den Autoren der Hauptvorlage wirft er maßlose Übertreibung vor und stellt die Behauptung auf, in der ganzen Neuzeit vor Hitler sei kein Jude einem Pogrom zum Opfer gefallen.

Selbst wer die mittelalterlichen Pogrome ausblendet, darf nicht den Eindruck erwecken, als habe mit Beginn der Neuzeit – bis auf Einzelfälle – die Toleranz den Juden gegenüber Einzug gehalten. Luthers jüdenfeindliche Einstellung führte auch in Westfalen zu antijüdischen Maßnahmen. So wurden die Juden aus Dortmund bald nach Einzug der Reformation im Jahr 1596 aus der Stadt vertrieben. Die antijüdische Propaganda des lutherischen Predigers Arndt Westhoff machte die Bevölkerung pogrombereit. Nur durch Intervention der Reichsjüdenschaft konnte massives Blutvergießen verhindert werden. Bei Judenvertreibungen aus Braunschweig und der Neumark berief man sich ausdrücklich auf Luthers Judenschriften.

Für das katholische Hochsauerland erinnerte sich Alexander Haindorf an seine Kindheit: „In seinem Geburtsorte (Lenhausen) war ein strenggläubiger Pfarrer geistlicher Hirt, der, so lange er dort die Herde hütete, die ganze Judengemeinde jeden Ostern nötigte, den Ort auf mehrere Tage, eigentlich die Passionszeit hindurch, zu verlassen und zu einer benachbarten Gemeinde auszuwandern. Denn nach der Passionspredigt am Stillen Freitag stieg der ehrwürdige Priester von der Kanzel, durchschritt die Kirche und ihm folgte die ganze Gemeinde. Dann ging's zur Kirchentüre hinaus, durch das ganze Dorf bis zur Synagoge. Hier ging das Werk der Zerstörung los. Die fest verschlossene Türe wird erbrochen, hinein stürmt der Fanatiker mit seiner Gemeinde und

zerbricht alles, reißt die etwa vorhandenen Gebet- und andere Bücher in Fetzen, zieht endlich nach vollbrachtem Werke wieder ab und nagelt vor die Türe eine Speckseite, welche die unglückseligen Märtyrer dann für Geld wieder abnehmen lassen müssen, wenn sie mit Sicherheit zurückkehren durften. Die Ostertagszene erneuerte sich dazumal jährlich in jenem echt katholischen Lande.“⁷

In Geseke und Störmede kam es im Zusammenhang einer Judentaufe im Jahr 1844 zu monatelangen pogromähnlichen Ausschreitungen, die erst nach Eingreifen der Bezirksregierung beigelegt wurden.⁸

In Werl löste im Jahr 1826 allein der Antrag des Juden Levy Lazar Hellwitz auf Aufnahme in den örtlichen Schützenverein schwere Krawalle aus.⁹ Im Jahr 1873 wurden die Juden von Ennigerloh (Kreis Warendorf) wegen eines angeblichen Ritualmordes aus dem Ort vertrieben.¹⁰

Man mag dies mit Aschoff „Übergriffe des christlichen Pöbels“ nennen, sollte dabei aber nicht verkennen, dass Geistliche beider Konfessionen beteiligt waren und der Antisemitismus auch aus kirchlichen Quellen gespeist wurde.

Antisemitismus als europäische Gemeinschaftsleistung?

Da nach Aschoff der rassistische Antisemitismus erst entstand, als das Christentum seine prägende Kraft weitgehend eingebüßt hatte, und zudem keine deutsche Erfindung ist, unterstellt er der Hauptvorlage eine „fast masochistische Sucht, alles Böse, was je gegen Juden in der europäischen Geschichte geschah, auf Christen, auf Deutsche und hier besonders auf Luther zurückzuführen“. Mit dem Hinweis auf Gobineau, Chamberlain und Dühring entledigt er sich der eigentlichen Aufgabe, den Antisemitismus in Westfalen genauer darzustellen. Die westfälische Rezeption der antijüdischen und antisemitischen Schriften eines Johann Andreas Eisenmenger (1654–1704), eines August Rohling (1839–1931), letzterer katholischer Theologieprofessor u.a. in Münster, erwähnt Aschoff nicht. Auf protestantischer Seite nimmt im 19. Jahr-

⁷ Salomon Ludwig Steinheim: Kindheitserinnerungen, in: Hans-Joachim Schoeps: Salomon Ludwig Steinheim zum Gedenken, Leiden 1966, S. 187 f.

⁸ Günter Birkmann/Hartmut Stratmann: Bedenke vor wem du stehst. 300 Synagogen und ihre Geschichte in Westfalen und Lippe, Essen 1998, S. 113 f.

⁹ A.a.O., S. 253.

¹⁰ Vgl. Günter Birkmann: „Zwischen tödlichem Zorn und vereinnahmender Liebe“. Streiflichter aus Westfalen zum Verhältnis der Christen zu den Juden zwischen 1850 und 1933, in: Kirsten Menneken/Andrea Zupancic (Hg.): Jüdisches Leben in Westfalen, Essen 1998, S. 123.

hundert der Hofprediger Adolf Stoecker (1835–1909) den führenden Platz unter den Antisemiten ein. Stoecker hat durch seine politische und kirchliche Arbeit gerade in Westfalen großen Widerhall gefunden; eine persönliche Freundschaft verband ihn mit Friedrich von Bodelschwingh. Stoecker sprach vom modernen Judentum als „fremdem Blutstropfen in unserem Volkskörper“ oder als „Gifftropfen in dem Herzen unseres deutschen Volkes“, der beseitigt werden müsse.¹¹ Eine Verbindung von Luther über Stoecker zu den Nationalsozialisten mag man als Vereinfachung kennzeichnen, ein gravierendes Fehlurteil liegt jedoch darin, den rassistischen Antisemitismus von der kirchlich tradierten Judenfeindschaft trennen zu wollen.

Der Schrei ins Leere

Aschoff meint, das christlich-jüdische Gespräch vor dem Zweiten Weltkrieg besser beurteilen zu können als Gershom Scholem (1897–1982), eine der überragenden Gestalten der Wissenschaft des Judentums und ab 1933 Professor an der Hebräischen Universität Jerusalem. Gerade der Dortmunder Rabbiner Benno Jakob, einer der bedeutendsten jüdischen Bibelwissenschaftler des 20. Jahrhunderts, hat immer wieder erfahren müssen und beklagt, wie wenig die christlichen Hochschullehrer bereit waren, sich mit seinen Forschungsergebnissen ernsthaft auseinander zu setzen. Ob Julius Wellhausen oder Hermann Gunkel, ob Adolf von Harnack oder Rudolf Kittel – sie alle verweigerten jüdischen Forschern die Anerkennung als gleichberechtigte Gesprächspartner. Christian Wiese, der sich aktuell grundlegend mit den Beziehungen zwischen der Wissenschaft des Judentums und der protestantischen Theologie befasst hat, kommt zu dem Ergebnis: „Sie (die jüdischen Forscher) hielten ihren christlichen Kollegen ihre Vision von einer dialogischen Beziehung zwischen Judentum und Christentum in einer pluralistisch verstandenen deutschen Kultur entgegen – gegen Vereinnahmung, missionarische Intentionen und exklusive Wahrheitsansprüche. Sie bekämpften die Arroganz, mit der protestantische Theologen übersahen oder verschwiegen, dass es ein lebendiges zeitgenössisches Judentum gab ...“¹² Von den wenigen christlichen Theologen, die sich an christlich-jüdischen Religionsgesprächen beteiligt ha-

¹¹ Adolf Stoecker: Christlich-Sozial. Reden und Aufsätze, 2. Auflage Berlin 1890, S. 399 u. 432.

¹² Christian Wiese: Wissenschaft des Judentums und protestantische Theologie im Wilhelminischen Deutschland. Ein Schrei ins Leere?, Tübingen 1999, S. 363.

ben, gehören gerade Gerhard Kittel und Adolf Schlatter zu denjenigen, die ihrer antijüdischen Einstellung einen akademischen Anstrich zu geben versuchten. Adolf Schlatter, der mehr als 30 Jahre in Tübingen lehrte und enge Beziehungen zur Kirchlichen Hochschule Bethel unterhielt, schrieb 1933 in dem Monatsblatt „Beth-El“:

„Schafft der totale Staat den wollenden Deutschen, so bringt sein Wirken der Kirche einen großen Segen.“¹³ Schlatter betitelte sein Wort zur Weihnachtszeit aus dem Jahr 1935: „Wird der Jude über uns siegen?“ und lobte darin die „nordische Seele“, die dazu angelegt sei, etwas von der Größe Jesu zu spüren, „weil sie die verabscheut, die sich feig und weichlich nur um ihr eigenes Wohlsein bemühen“.¹⁴

Helmuth Schreiner, Professor für Praktische Theologie, der während der NS-Zeit die Rassenlehre der Nationalsozialisten in weiten Teilen lobte, gehörte 1946 zu den Gründungsmitgliedern der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster. Gerhard Kittel, Professor für NT in Kiel, Leipzig, Greifswald, Wien und Tübingen und Herausgeber des Theologischen Wörterbuches zum NT, trat 1933 in die NSDAP ein und bekannte sich uneingeschränkt zur nationalsozialistischen Judenpolitik. Der Hinweis von Aschoff, dass lediglich der thüringische Landesbischof Martin Sasse als Kirchenvertreter die Maßnahme gegen die Juden gutgeheißen habe, ist ergänzungsbedürftig. Der ehemalige westfälische Theologe und Reichsbischof Ludwig Müller, der immer wieder betonte, wie sehr er durch seine Erziehung in Westfalen geprägt worden sei, sprach 1941 von der Notwendigkeit, die Juden zu beseitigen und zu vernichten, da sie mit dem Satan in Verbindung stünden.¹⁵

Die Feststellung, die Hauptvorlage gehe nicht auf den Bochumer Pfarrer jüdischer Herkunft Hans Ehrenberg ein, trifft zu; dem ging jedoch eine bewusste Entscheidung des Ausschusses voraus, der die Hauptvorlage konzipiert hat. Zum einen erforderte der begrenzte Umfang der Broschüre eine knappe Auswahl historischer Persönlichkeiten, zum anderen lag der Akzent auf den theologischen Fragen, so dass etwa die Diskussion über die Anwendung des sogenannten Arierparagraphen in der westfälischen Kirche nicht thematisiert wurde. Ehrenberg war übrigens nicht – wie Aschoff anmerkt (S. 256) – der einzige Pfarrer jüdischer Herkunft in der westfälischen Pfarrerschaft. Jüdische Vorfahren hatten z. B. die Pfarrer Ludwig Josephson (1809–1877), Carl

¹³ Adolf Schlatter: Die neue deutsche Art in der Kirche, Bethel 1933, Sonderdruck des Monatsblattes „Beth-El“, Heft 14, S. 8.

¹⁴ Adolf Schlatter: Wird der Jude über uns siegen?, Velbert 1935, S. 6.

¹⁵ S. Thomas Martin Schneider: Reichsbischof Müller. Eine Untersuchung zu Leben, Werk und Persönlichkeit, Göttingen 1993, S. 306.

Josephson (1811–1888) und Theodor Noa (1891–1938). Noa, Jugendpfarrer in Hagen, wurde als „Judenstämmling“ bezeichnet, der unter ungeklärten Umständen 1938 zu Tode kam.¹⁶

Zusammenfassung

Abgesehen von marginalen Fehlern in der Hauptvorlage (z. B. Datierung der ersten Gesamtvertreibung der Juden, Geburtsjahr Alexander Haindorfs) gelingt es dem Autor nicht, seine Polemik mit Sachargumenten zu unterlegen. Dies ist um so bedauerlicher, als er dadurch seine berechtigten Anliegen diskreditiert, z. B. die Geschichte der Juden in Westfalen umfassender darzustellen, die spezifische Verstrickung der westfälischen Kirche in den Judenhass der NS-Zeit aufzuzeigen und didaktische Anregungen fächerübergreifend zu entwickeln.

Die Tendenz Aschoffs, die Beziehungen von Christen und Juden als Verhältnis wechselseitiger Abgrenzung darzustellen, die Rolle der Kirche bei der Entstehung des Antisemitismus zu verharmlosen und die Absage an die Judenmission infrage zu stellen, entzieht einer weiterführenden Diskussion die Grundlage.

¹⁶ Friedrich Wilhelm Bauks: Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945, Bielefeld 1980, S. 363.